

Buchbesprechungen – Book Reviews

Der Mann im Untergrund

Kozakova, Slata. 2022. *Der Mann im Untergrund. Zu einem Männlichkeitstypus in der russischen Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* (=Schnittstellen. Studien zum östlichen und südöstlichen Europa 23). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 211 S.

Besprochen von **Prof. Dr. Dirk Uffelmann**, Institut für Slavistik, Justus-Liebig-Universität Gießen, Otto-Behaghel-Str. 10 D, D-35394 Gießen, E-Mail: dirk.uffelmann@slavistik.uni-giessen.de

<https://doi.org/10.1515/slav-2023-0028>

Die auch als Dichterin und Prosaikerin Slata Roschal hervorgetretene Slavistin Slata Kozakova beginnt die Einleitung (S. 7–17) ihrer 2021 in München angenommenen Promotionsschrift *Der Mann im Untergrund* mit dem kanonischsten aller „Männer im Untergrund“ der russischen Literatur, dem namenlosen Protagonisten von Fedor Dostoevskijs *Zapiski iz podpol'ja* [*Aufzeichnungen aus dem Untergrund*] von 1864 und hält fest: „Der Untergrundmensch ist ein Mann.“ (S. 8). Die Annahme, dass „seine soziale Isolation im Kontext homo- und heterosozialer [...] Beziehungen“ stehe (S. 9f.), führt sie zur These, dass es sich bei diesem Figurentypus um „eine Form von Männlichkeit handelt, die eine Außenseiterposition gegenüber dem dominanten Männlichkeitsideal im konkreten sozial-historischen Kontext einnimmt und sich gleichzeitig über einen abwesenden und entlebendigten Anderen, die Frau, ob als Mantel oder als Leiche, zu bestätigen bemüht ist.“ (S. 10).

Das überschaubare Korpus der Untersuchung aus acht meist kürzeren Primärtexten von Nikolaj Gogol's „*Šinel*“ [„Der Mantel“] (1839–1842) bis Leonid Andreevs „*V tumane*“ [„Im Nebel“] (1902) (S. 11) wird mit einem Fokus auf homohierarchische Machtverhältnisse gelesen. Die fast durchweg abwesenden Frauenfiguren interpretiert Vfñ. als „eine abstrakte Funktion im Sinne des Anderen, des Nicht-Mannes“, welche „an der Spitze eines triangulären Begehrens [steht], das sich in Wirklichkeit um die mann-männliche Machtaushandlung dreht“ (S. 12). Kozakova beschränkt sich damit in ihrem Abriss der doch ganz überwiegend anglo-amerikanischen Masculinity Studies auf wenige deutsche Arbeiten (Theweleit, Tholen, Wölls Überblicksartikel von 2016; S. 14, Anm. 12 bis 14; später reicht sie Igor' Kon nach, S. 59) und R.W. Connells vielfach als zu binär kritisierte Theorie von hegemonialer Männlichkeit (in der deutschen Übersetzung von 2015; S. 15), vor deren Folie die Untergrundmänner von ihr als „Vertreter marginalisierter Männlichkeit angesehen werden“ (S. 15f.). Dazu bedarf es plausiblerweise der sozialgeschichtlichen Erdung der litera-

rischen Texte (S. 11). Warum werden diese dann aber als „eigenständige Kunstwerke“ bezeichnet?

Kapitel 2, „Aufzeichnungen unter dem Mantel“ (S. 19–112), veranschlagt zusätzlich zur gendertheoretischen Machtheuristik einen motivgeschichtlichen Blickwinkel und stellt die Frage, „[...] was der Mantel und sein Pelzkragen über die soziale Stellung ihres jeweiligen Besitzers aussagen [...] und was es bedeutet, den Mantel wie eine Frau um den eigenen Körper zu legen“ (S. 19). Unterkapitel 2.1, „Der Mann und sein Mantel“ (S. 19–53), widmet sich mit Gogol's „Mantel“ einem der meistanalytisierten Texte der russischen Literatur. Besonderes Augenmerk gilt der Materialität des alten und des neuen Mantels des Protagonisten sowie der hierarchischen Implikationen von Material wie Kommunikation. Hier zeigt sich die Stärke der vorliegenden Arbeit in der detailsinnigen Interpretation, der dann aber eine kleinteiligere Zitierpraxis besser getan hätte als die absatzlangen, häufig halbe Seiten füllenden, ungekürzten Primärtextzitate.

Weniger kanonisiert als die Details von Akakij's Mänteln ist die Fortführung des Mantelmotivs in Dostoevskij's *Aufzeichnungen*, die Vfn. gut strukturalistisch in tabellarischer Form nachweist (S. 36) und bis zum Phantasma des aktiven Stehlens fremder Mäntel durchspielt (S. 49). Die an Gogol' entwickelten formalistischen Leseroutinen werden in der Zusammenschau mit Dostoevskij moderat psychoanalytisch gewendet, und zwar in Form der „[...] Verfremdung des Mantels und seines Kragens von einer selbstverständlichen Hierarchiemarkierung hin zum skurrilen Objekt des Begehrens“ (S. 37).

Unterkapitel 2.2 setzt unter der Überschrift „Der Mann und die Frau“ (S. 53–77) gemäß der impliziten Annahme von der intertextuellen Bezogenheit des je späteren auf den je früheren Text mit Dostoevskij fort, untermauert nun aber den im ersten Unterkapitel vorausgesetzten Ersatzwunsch überzeugend mit René Girards und Eve Kosofsky Sedgwick's Theorie des mimetischen Begehrens eines homosozialen Vorbilds (bei Dostoevskij Zverkov) über ein drittes, lediglich zufälliges und ersetzbares weibliches Anderes (S. 60, 73). Illustriert wird diese Mechanik des verfehlenden Begehrens mit Dreiecksdiagrammen (S. 57, 75).

In Unterkapitel 2.3, „Wir sind Totgeborene“ (S. 78–112), kehrt der Blick entgegen dem Domino-Prinzip chronologischen Fortschreitens erneut zu Akakij Akakievič und seinen (Haus-)Mänteln zurück (S. 90–96). Immer wieder von ihm ausgehend, zieht Kozakova Parallelen zu späteren, einer Schutzhülle bedürftigen Männerfiguren, Anton Čechov's Belikov („*Čelovek v futljare*“ [„Der Mensch im Futteral“, 1898]) und Leonid Andrejev's Andrej Nikolaevič („*U okna*“ [„Am Fenster“, 1899]).

Nachdem im 2. Hauptkapitel homosoziale Rivalität im Mittelpunkt gestanden hat, will das 3. Kapitel, „Homo ignotus“ (S. 113–196) überschrieben, den unwissenden Gegenpart, „die jeweilige ‚Frau‘“, die sich narrativ als „Kopfgeburt des männlichen Erzählers“ herausstellt (S. 114), aufstöbern, und sei es als weibliche Leiche.

Unterkapitel 3.1, „Findet die Frau“ (S. 114–166), unternimmt zu diesem Zweck eine Doppellektüre von Dostoevskijs „*Krotkaja*“ [„Die Sanfte“] (1876) und Tolstojs „*Krejtserova sonata*“ [Die Kreutzersonate“] (1891). In der Dostoevskij-Lektüre zeigt es sich als symptomatisch, dass der männliche Erzähler an der Leiche der „Sanften“ einsetzt und dann retrospektiv zurückblendet (S. 115), womit er zwar Details der Begegnungen mit der Lebenden rekapituliert, aber letztlich einen „Dialog mit einer Leiche“ (S. 137) führt. Erst der männliche Blick konstituiert die übertönte, nur scheinbar sanfte Frau, der eine eigene widerständige Stimme abgesprochen wird, zum unterworfenen Subjekt (S. 125), zum „Requisit“ (S. 130) und zur „Projektionsfläche“ (S. 132). Vfn. subsumiert: „[...] das Begehren des Pfandleihers richtet sich nicht [...] auf die Sanfte, sondern auf sich selbst [...]“ (S. 135).

Beim Vergleich von Dostoevskijs „Sanfter“ mit Tolstojs „Kreutzersonate“ folgt Vfn. Dmitrij Svjatopolk-Mirskij und Robert Louis Jackson (S. 137f.), um bei Tolstoj eine weitere „Variation des [...] Untergrundmenschen“ auszumachen (S. 138). Gemein ist Dostoevskijs Pfandleiher und Tolstojs Frauenmörder Pozdnyšev das Sprechen über eine Frau, die als „idealer, zum Guten verzerrender Spiegel ihren Mann verdoppeln“ soll (S. 147). Kozakovas Pointe lautet, dass es bei Tolstoj mehr als Eifersucht das eigenständige Sprechen der Frau sei, das ihn zum Mord treibe (S. 158). Unterkapitel 3.2, „Überall Tote“ (S. 166–196), erweitert das in der ersten Kapitelhälfte untersuchte „Grundsujet“ (S. 177) vom Leben eines Paares bis zum Mord an oder dem Freitod der Ehefrau um Sof'ja Tolstajas „Č'ja vina“ [„Wessen Schuld“] (publ. 1994) und Leonid Andreevs „Im Nebel“ (S. 177–192). Stets gilt für Vfn. im Fahrwasser von Elisabeth Bronfen: „Der männliche Betrachter sichert sich über die weibliche Leiche ‚seinen Status als Subjekt‘; der Tod des Anderen, der Frau, löst die Produktion von sprachlichen Zeichen aus und ermöglicht das eigene ‚Überleben.‘“ (S. 193).

Die Schlussfolgerung in Form des Vergleichs der acht untersuchten Primärtexte beginnt Vfn. bereits zum Schluss dieses Unterkapitels (S. 194–196), das zum „Fazit“ (S. 197–199) überleitet. Alle acht Texte beschrieben demnach eine „Entlebendigung der Frau“ (S. 195), durch welche sich „eine Form von Männlichkeit“ konstituiere, „die sich nur über einen unbekanntnen, leblosen Anderen vollziehen lässt.“ (S. 195).

Damit leistet Slata Kozakova zweifellos einen aufschlussreichen Beitrag zum Desiderat slavistischer Männlichkeitsstudien (S. 14). Ihre Studie bleibt aufgrund der zu engen theoretischen Inspiration und des Connell'schen Machtbinarismus (bei Kozakova steht „Machtaushandlung“ bezeichnenderweise im letzten Satz auf S. 199) aber recht eng auf homosoziale Rivalitäten und das Verdrängen von Frauen als eigenständigen Subjekten konzentriert. Die Ausblendung der Frauenfrage und lediglich kursorische Einbeziehung eines einzigen (zudem erst Ende des 20. Jahrhunderts veröffentlichten und daher von keinem anderen der untersuchten Autoren rezipierten) Textes einer Frau, Sof'ja Tolstajas „Wessen Schuld“ (S. 177–179), bleibt

fraglich, denn so dupliziert die Arbeit auf der Metaebene performativ die Marginalisierung von Frauen aus den Primärtexten.

Trotz der Selbsteinstufung des eigenen Erkenntnisinteresses als „(post-)strukturalistisch[]“ (S. 14) und gelegentlicher Rekurse auf Lacan (S. 95, Anm. 290, S. 195) kommt die Studie doch weitgehend strukturalistisch (gerne auch tabellarisch-dia-grammatisch) und motivgeschichtlich daher. Dabei führt die produktive Konzentration auf acht Haupttexte, zu denen immer wieder unter neuen Blickwinkeln zurückgekehrt wird, zur Ausblendung anderer relevanter Intertexte (etwa Gogol's „*Nevskij Prospekt*“). Durch die insistierende Lektüre jedoch, gerade von Gogol's „Mantel“, ist Kozakovas Fokus auf instabile Männlichkeiten im Angesicht von Amtshierarchien, homosozialen Rivalitäten und selbst zu sprechen versuchenden Frauen in der Russistik innovativ.

Nach der Lektüre der lesenswerten Studie kommen einige Zweifel an der Titelwahl auf: Zum Ersten stellt sich das – inhaltlich unbestritten produktive – wiederholte Kreisen um Gogol's „Mantel“ (zwar, wie Vfn. angibt, 1842 erschienen, aber seit 1839 geschrieben) als heikel heraus für den Titelanpruch, literarische Texte aus „der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ zu untersuchen. Zum Zweiten ist die Figur des verfehlenden Begehrens des Begehrens eines Anderen, die Vfn. mit Girard und Sedgwick mehr als mit Lacan entwickelt, nur bedingt mit der Titelmetapher des „Untergrunds“ einzufangen. Dieses Titelwort erhebt die räumliche Selbstmarginalisierung aus Dostoevskijs *Aufzeichnungen* wenig überzeugend zum Hauptkriterium für die „Gruppenbildung“ (S. 10) von kürzeren Prosatexten um einen „Typus“ von unsicherer Männlichkeit. Dabei schematisiert Vfn. eher gelegentlich Raumkonstellationen in den literarischen Texten (S. 169). Vor allem aber stiftet sie Kohärenz über suggestive Formulierungen wie „Die Erzählung des Pfandleihers könnte, so scheint es, eine Fortsetzung der Geschichte des Untergrundmenschen sein, in der die Flucht der Frauenfigur ausgeschlossen wäre“ (S. 137), oder „Beide Beichten, die in Dunkelheit, im Untergrund bzw. im leeren Zug bei Kerzenschein stattfinden“ (S. 138). Ansatzweise definitorisch wird es kurz vor dem Fazit auf S. 196: „Der Untergrund, der in Opposition zur Außenwelt und der jeweiligen hegemonialen Männlichkeit steht, ist mit der Frau verbunden, die wiederum in Opposition zum Männlichen überhaupt steht.“ (S. 196). Das *tertium comparationis* der hier vorgelegten Promotionsschrift aber ist nicht die arg gedehnte Raummetapher des Untergrunds, sondern das ein weibliches Anderes verfehlende, sich selbst bespiegelnde männliche Begehren.

Formal fallen die vielen langen Originalzitate auf (fast seitenlang bspw. auf S. 185 – ein Nebeneffekt der Versuchung von Copy-Paste aus elektronischen Texten?). Manche Fußnoten ufern aus, geraten zu eigenen binnengegliederten Erörterungen. Anm. 8 auf S. 9 etwa enthält allein 13 – in Fußnoten typografisch unübliche – Absatzwechsel.